

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 3 (1947)

Artikel: Saat und Hoffnung : Lebensbilder jüdischer Christen
Autor: Harling, Otto von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im März 1744 schloß er sein Theologiestudium ab und wurde in das Ministerium der Basler Kirche aufgenommen. Unter dem Datum des 20. März 1744 nämlich meldet das Protokoll des Basler Kirchenrates: „Examinati et ad S[anctum] Ministerium admissi fuerunt: [1.] D[ominus] Samuel Felix Güntzburger, Judaeus conversus, Pragensis; [2.] D[ominus] Josua Zweyfel, Glaronensis“.

Das ist das Letzte, das wir über den Mann — einstweilen — wissen¹.

Saat und Hoffnung

Lebensbilder jüdischer Christen

von alt Missionsdirektor D. OTTO v. HARLING, Eversen.

In den 10 Jahren meiner rumänischen und den 32 Jahren meiner Leipziger Missionstätigkeit sind viele Gestalten und Lebensschicksale jüdischer Menschen an mir vorübergegangen, mit denen ich irgendwie, mehr oder weniger tief, verflochten war. Es ist in Wahrheit doch etwas Großes und neben der Verkündigung des Evangeliums doch das Notwendigste und Erstrebenswerteste für den Missionar, in so enge und persönliche Beziehung zu jüdischen Persönlichkeiten zu gelangen, daß sie dadurch umso ernster und eindringlicher vor die große Lebensfrage gestellt und zur Entscheidung gedrängt werden. Ebenso gewiß wie es von einem rechten Missionar gefordert werden muß, daß er denen, die er mit seinem Zeugnis von Christus erreicht hat, auch seelsorgerlich nachgeht und ihnen den Ruf Gottes im Ringen um ihre Seele deutlich und eindringlich macht, ebenso gewiß wird auch in

¹ Wer etwas über die weiteren Schicksale Güntzburgers wissen oder finden sollte, ist gebeten, es dem Verfasser dieses Aufsatzes mitzuteilen.

den meisten Fällen der Gerufene in der Person des Missionars die lebendige Bestätigung dessen suchen, was ihm gepredigt ist, und eines solchen Zeugnisses des Geistes und der Kraft bedürfen, wenn es bei ihm zur Überzeugung und zum Durchbruch des Glaubens kommen soll. Viele der Bekehrten werden noch lange, vielleicht für immer der seelsorgerlichen Leitung zur Stütze ihres Glaubens bedürfen, umsomehr, als ihnen nicht in gleicher Weise wie den geborenen Christen die kirchliche Ordnung und Sitte, oft auch nicht die lebendige christliche Gemeinschaft, den nötigen Halt bietet.

Viele von solchen Juden, denen ich Führer zu Christus sein durfte, sind auf verhältnismäßig schlichten und einfachen Wegen — wenn auch nie ohne inneren Kampf — zu Ihm gekommen und haben ihr Leben mit Christus als „Stille im Lande“ gelebt, viele sind bald nach der Taufe in die weite Welt verschlagen und unserem Gesichtskreise entschwunden. Hier will ich nur einige Lebensbilder Solcher hinterlassen, die mir als Seelsorger persönlich am engsten verbunden geblieben sind, und auf die ich das Jesajawort (8,18) anwenden darf: „Siehe, hier bin ich und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat zum Zeichen und Wunder in Israel“, — zum Zeichen dessen, daß Gott noch Gedanken des Friedens über Israel hat, und zum Preise seiner rettenden Gnade, die ihre Macht am wunderbarsten und herrlichsten dort beweist, wo die Sünde mächtig geworden ist, in Israel.

Bernhard Segall.

ist der älteste unter meinen geistlichen Söhnen, der Erstling auch der norwegischen Mission in Galatz. Meine erste Begegnung mit ihm geschah nach einem öffentlichen Vortrage, den ich für Juden gehalten hatte, um mich bei ihnen einzuführen. Obwohl ich das Gefühl hatte, damals ein unreifer Anfänger, der mit der jüdischen Art und Denkweise noch zu wenig vertraut war, mit meinen Worten den Weg zu den jüdischen Herzen nicht gefunden zu haben, bemerkte ich doch hinterher zwei junge Zuhörer im eifrigen Gespräch über das Gehörte. Ich trat zu ihnen und lud sie

ein, mich zu besuchen, wenn sie über so Manches, was ihnen fremd und unverständlich gewesen wäre, weitere Aufklärung wünschten. Der eine der beiden, der junge S., überwand denn auch alle Scheu vor dem Missionar und war am nächsten Sabbath unser Gast. Er spürte etwas vom Zug des Vaters zum Sohne, und dieser Zug wurde immer stärker, je öfter er seine Besuche wiederholte. Er hat es später auch ebenso wie wir als eine freundliche Fügung Gottes erkannt, daß er am Christabend, den er mit uns feierte und an dem sein Herz stark ergriffen war, nicht mehr nach Hause konnte, weil ein ungeheures Schneetreiben Türen und Wege vollständig versperrte. So mußte er die Nacht unter dem Christbaum auf einem Sofa zubringen. Dieser Abend und diese Nacht hatte in seiner Seele so starke Spuren hinterlassen, daß es ihn an jedem Weihnachtsfeste zu uns zog und er später noch mehrmals dazu von London nach Leipzig herüberkam. Mit der Zeit entstand so in S. nicht bloß der Wunsch und das Bedürfnis, durch die Taufe ein Glied am Leibe Christi zu werden, sondern auch der Entschluß, diesen entscheidenden Schritt zu tun. Aber ehe es dazu kam, wurde er noch einmal wankend. Er zeigte sich mehrere Wochen nicht bei uns, und ich mußte schon darauf gefaßt sein, daß er „hinter sich gegangen sei“. Er hatte in der Tat in dieser Zeit den Kampf mit seinem bisherigen Selbst ausgekämpft, das ihn mit Gegen Gründen in seinem Entschluß wankend zu machen suchte: Du scheidest dich von deinem Volk und wirst verderben wie eine Rebe, die vom Weinstock abgeschnitten ist. Willst du es besser wissen als die frommen Lehrer deines Volks? Du tust einen Sprung ins Dunkle.

In dieser inneren Not half ihm Gott durch einen Traum (wie mir das öfters in solchen Fällen begegnet ist, in Erfüllung von Joel 3,1). Er hatte im Traum ein Kreuz gesehen und daneben eine ehrwürdige Gestalt, die mit dem Finger darauf wies, indem sie die Augen auf ihn richtete. Das ließ ihm keine Ruhe, bis er wieder zu uns kam und mir sein Herz ausschüttete...

Nach einer Zeit der Vorbereitung kam dann 1895 der Tag seiner Taufe in der kleinen evangelischen Kirche. Taufzeugen

waren, soweit ich mich erinnere, der Lehrer der deutschen evangelischen Gemeinde, ein frommer und getreuer Knecht Christi, und zwei judenchristliche Brüder: ein Kolporteur der englischen Judenmission in Rumänien und ein jüdischer Lehrer aus der Nachbarstadt Braila, der, bevor ich kam, sein Christentum geheim gehalten und nur in einem kleinen vertrauten Kreise als Zeuge Christi gewirkt und den Gedanken der Gründung einer judenchristlichen Kolonie unter seinen Anhängern gepflegt hatte, durch den Verkehr mit mir aber genötigt worden war, offen sein Christentum zu bekennen und infolgedessen seine jüdische Privatschule aufgegeben hatte.

Ein schwieriges Problem für die Judenmission in östlichen Ländern ist nicht bloß die Frage der Existenz, sondern auch der inneren Förderung der Getauften. Die erstere war für S. nicht so schwierig, weil er durch freien Handel und Gelegenheitsgeschäfte seinen bescheidenen Lebensunterhalt nach wie vor erwerben konnte. Zum Wachstum im Glauben aber bedarf es christlicher Lebensgemeinschaft, und die ist da draußen, auch innerhalb der evangelischen Diasporagemeinden, nur sehr schwierig zu finden. Doch kam S. durch den Umgang in unserem Hause und den Besuch der Gottesdienste in Verbindung mit einigen evangelischen Christen, und seine Taufe wurde der Anlaß, daß eine kleine Schar jüdischer Christen in Galatz und Braila sich zu einer judenchristlichen Gemeinschaft zusammenschlossen, in der neben der gegenseitigen Stärkung im Glauben das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum jüdischen Volk lebendig erhalten wurde. Wenn diese kleine Schar (außer S. die beiden oben als Taufzeugen Genannten, ein Vater mit zwei erwachsenen Söhnen und ein Arbeiter) abwechselnd monatlich in Galatz und Braila beisammen waren, wurden gelegentlich andere Juden dazu geladen, denen wir näher getreten waren; und diese erlebten dann zu ihrem Staunen, daß gute Juden zugleich gläubige Christen sein können. In der Meinung der Juden — aber auch der Christen — bedeutet das einen Gegensatz. Von gesetzlichen Formen war dabei keine Rede, wenn auch etwa die hohen Feste Israels noch ihre Bedeutung für diese judenchristlichen Männer behielten.

Auf die Dauer wird es getauften Juden schwer, da draußen, wo ihr Volk in geschlossenen Massen lebt, ihre selbständige Existenz zu behaupten. Für S. kam noch hinzu, daß er ins Militär eingestellt wäre, was für Juden, die in Rumänien als „Streini“, „Freunde“, Menschen und Bürger zweiter Gattung, angesehen und demgemäß behandelt werden, drei lange, qualvolle Jahre bedeutete. Außerdem sah er keine Zukunft für sich im Lande. So wanderte er nach England aus. In London schlug er sich zunächst kümmerlich durch, bis er von der City-Mission aufgefordert wurde, in ihren Dienst zu treten, den er mit einem Hilfsdienst in der Britischen Gesellschaft für Judenmission verbinden konnte. In diesem doppelten Dienste ist er nun in Ehren grau geworden. Er hat ihn in nüchterner Weise getan, getreu der lutherischen Prägung seines Christentums, und sich freigehalten von den oft ungesunden und treiberischen Methoden der englischen Mission, dafür aber Verständnis gezeigt für die besondere Art und geistige Verfassung derer, unter denen er arbeitete, sowohl seiner jüdischen Volksgenossen wie der verkommenen und gefährdeten Söhne und Töchter des englischen Volks in der Weltstadt.

Davon konnten wir uns überzeugen, als S. meine Frau und mich während der großen Wembley-Ausstellung im Jahre 1923 nach London eingeladen hatte. Er konnte uns als Gäste in seinem eigenen schmucken kleinen Hause beherbergen, das er sich von seinen Ersparnissen gekauft und damals gerade abgezahlt hatte. Obwohl Junggeselle geblieben, hatte er es verstanden, sich ein schönes Heim zu bereiten, und nahm uns auf wie ein Sohn seine Eltern. Welche Freude war es für uns, ihn in seiner Tätigkeit an den London-Docks oder unter jungen Juden in der Mission und daheim bei sich zu beobachten! Sein Haus hat er der Norwegischen Israelmission vermacht, durch die er einst in Galatz den Weg zu Christus gefunden hatte. Es ist ihm auch im Jahre 1938 der Wunsch erfüllt worden, einmal das Land und die Missionsgemeinde kennenzulernen, woher ihm das Heil gekommen war. Da konnte er persönlich seine Dankbarkeit bezeugen; und die Missionsgemeinde hat ihm, ihrem Erstling in Rumänien, soviel warme Liebe gezeigt, daß er ganz überwältigt war.

England ist ihm eine zweite Heimat geworden, die ihn für die verlassene alte Heimat reichlich entschädigt hat durch das Beste, was sie ihm zu geben hatte: Lebendige christliche Gemeinschaft und die Bedingungen für eine gesegnete Aufgabe im Dienste Christi. Eine freundliche Fügung war es auch, daß er in London den judenchristlichen Bruder aus Galatz wiederfinden sollte, der ihm dort zum Freunde geworden war:

John Solosy.

Sein Lebensschicksal ist wohl das merkwürdigste unter den vielen Lebensschicksalen, die an mir vorübergegangen sind, und seine Bekehrung darum so wunderbar vor vielen anderen, weil eine begangene Sünde das Mittel zu seiner Rettung wurde. Er stammte aus einer sephardischen Familie in Ägypten, d. h. aus den Nachkommen der Juden, die einst infolge der blutigen Verfolgungen durch die Inquisition aus Spanien in die Länder der Levante ausgewandert sind und einen jüdisch-spanischen Dialekt mitgenommen haben (während die Juden der östlichen Länder Europas nördlich der Donau den deutsch-jüdischen Jargon als Muttersprache sprechen). Diese spanischen Juden haben sich viel von der aufrechten Haltung und dem offenen, edlen Charakter bewahrt, der sich während ihrer Glanzzeit in Spanien im Mittelalter bei ihnen entwickeln konnte.

So zeichnete auch unsern jungen Freund ein lebensfrohes, offenes Wesen aus, das ihn durchaus von rumänischen und anderen östlichen Juden unterschied. Er war, nachdem er eine Missionsschule in Jerusalem und eine amerikanische Schule in Konstantinopel besucht hatte, zu einem weitläufigen Verwandten in Bukarest in die Kaufmannslehre gekommen. Bei seiner Jugend und im Verkehr mit lockeren jungen Kameraden war er in die Versuchung gefallen, aus der Kasse seines Brotherrn eine Summe zu entwenden, die er zur Bestreitung der Kosten seines leichtsinnigen Lebenswandels gebrauchte, und infolgedessen eine Zeitlang ins Gefängnis gekommen. Dort hatte ein rumänischer Pope den jungen Gefangenen

als Seelsorger ans Herz gelegt, daß sie nach ihrer Freilassung ihr Leben im Gehorsam gegen Gott und in der Nachfolge Christi fortsetzen müßten, wenn ihnen nicht Schlimmeres widerfahren sollte. Das hatte sich gerade der junge jüdische Gefangene zu Herzen genommen (es wurden dadurch wohl Töne aus seiner Schulzeit angeschlagen), und nach wiedererlangter Freiheit richtete er an einen der britischen Bibelkolporteurs auf der Straße die Frage, wohin er, der Jude, sich wenden solle, um zu einem christlichen Leben zu gelangen. Er wurde zu mir nach Galatz gewiesen und kam so zu uns wie der verlorene Sohn, der Vergebung und Heimat suchte.

Zunächst begegnete ich ihm mit einigem Mißtrauen, ließ ihn aber ein vorläufiges Unterkommen bei unserm Schuldiener finden, der sich bereit erklärte, ihm bei sich in seiner Behausung eine primitive Unterkunft zu schaffen, wo nun dieser wunderliche alte Junggeselle (ein Adventist, der außer dem Sonntag vor allem den Sonnabend mit Inbrunst feierte) zusammen mit dem jungen Juden und dem braven Hofhund ein höchst kameradschaftliches Dasein führte. Bald hatte der Fremdling unsere Herzen durch seine Offenheit und sein kindlich fröhliches Wesen gewonnen; und mir bereitete die Aufgabe, ihn in die Erkenntnis des Heils einzuführen, je länger desto mehr Freude. Sein Herz war offen für die Botschaft von der Gnade Gottes, die uns in Christo die Vergebung der Sünden und die Gotteskindschaft schenkt, und in freudiger Gewißheit und Zuversicht konnte er nach einiger Zeit seinen Glauben bekennen und ich ihn taufen. Einer seiner Taufzeugen war unser lieber S., in dem er nun einen christlichen Freund gewann und mit dem er fortan die Wohnung teilte. Bei seiner großen Begabung, seinem lebenswürdigen Wesen und seinen Sprachkenntnissen (er sprach italienisch, spanisch, englisch, französisch, rumänisch und arabisch) wurde es ihm nicht schwer, ein Auskommen zu finden.

Aus seiner ersten kaufmännischen Stellung wurde er durch Intrigen von jüdischer Seite gedrängt und wirkte dann als Sprachlehrer im Hause eines höheren Beamten der österreichischen

Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Als dies Engagement zu Ende ging, wurde er eine Zeitlang arbeitslos und übernahm mitten im Winter die Aufsicht und den nächtlichen Wachtdienst beim Bau eines Hauses der evangelischen Gemeinde. Daneben gab er privaten Sprachunterricht. Das wurde dann die Veranlassung, daß ihn das Offizierskorps der rumänischen Marine zum Lehrer für Englisch berief. So konnte man ihn, der eben noch, bekleidet mit einem alten Wintermantel von mir und halb erstarrt vor Kälte, Nachtwächterdienste getan hatte, auf dem flotten Regimentswagen mit Offizieren der Marine durch die Straßen von Galatz fahren sehen, ein vollendeter Gentleman.

In unsern kleinen judenchristlichen Kreis brachte er frisches Leben mit seiner natürlichen, aufrechten und fröhlichen Art, von der auch sein neues Glaubensleben geprägt wurde. Diese Art stand in scharfem Kontrast zu dem schwerblütigen Charakter S's und gab zu manchen Zusammenstößen zwischen beiden Anlaß, konnte aber das Freundschaftsverhältnis nicht zerstören, das sich zwischen den beiden jungen Männern gebildet hatte, und das auf ewigem Grunde ruhte. Wie Segall, so wurde auch S. nicht lange darauf genötigt, Rumänien zu verlassen, weil er dort keine Zukunftsaussichten hatte. Er wandte sich auch nach London. Und wieder geschah das Merkwürdige: Ehe er S. ausfindig machte, begegnete er ihm mitten im Gewühl der Weltstadt wieder, während er in den Straßen Londons umherirrte, und die Wege der Beiden liefen wieder zusammen. Sie wurden nun nicht nur wieder Stubengenossen wie in Galatz, sondern auch Arbeitskameraden, indem beide mit Nähen von Militärmützen während des Burenkrieges sich mageren Verdienst suchten.

Doch der tatkräftige Solosy fand bald ein besseres Auskommen als Gehilfe in einer Großschlächtereier und weiterhin sogar eine glänzende Stellung als Vertreter für englischen Buchhandel und Presse auf dem Kontinent. Er hatte in der Zeitung gelesen, daß hierfür ein sprachgewandter Mann gesucht wurde. So ließ er sich einen schwarzen Smoking und stellte sich vor. Ohne weiteres erhielt er die Stelle. In den folgenden Jahren war er nun viel

auf Reisen, die ihn über den ganzen Kontinent führten, nicht selten auch zu uns nach Leipzig, wohin wir seit 1903 übergesiedelt waren. Es war immer große Freude in der Familie, wenn „Onkel John“ erschien. Auch während der Ferien tauchte er manchmal in unserm schönen Eversen — dem Harlingschen Stammgut in der Luxemburger Heide — auf, und überall gewann er die Herzen. Als der Weltkrieg ausbrach, meldete er sich als Sanitäter bei der englischen Armee. Nach Beendigung des Krieges, durch den seine Gesundheit geschwächt und er aus seiner bisherigen Laufbahn herausgerissen war, zog es ihn wieder in die alte Heimat, nach Ägypten. In Kairo nahm er seine kaufmännische Tätigkeit wieder auf, und bald war er wieder im Sattel.

Hier aber berief ihn Gott noch zu einem besonderen Dienste in seinem Reiche. Er sah dort die unglücklichen mohammedanischen Kinder, die, von den Eltern hinausgestoßen, buchstäblich auf der Straße lagen und sich durch Bettel ernähren mußten, verkommene und halb tierische Jammergestalten. Dieser tägliche Anblick ließ S. keine Ruhe, der ein so warmes Herz für Kinder hatte, weil er selbst eine so kindliche Natur war; er tat sich mit einigen christlichen Freunden zusammen und fuhr mit einem Eselkarren nach Geschäftsschluß durch die Straßen, von dem er Tee und Brot unter die obdach- und heimatlosen Kinder verteilte. Aber damit war ja dem Elend in Wirklichkeit nicht abgeholfen. So gewann der dortige Freundeskreis, dessen Seele S. war, einen Bund christlicher Sozialisten in England, der ihnen half, ein Heim für diese Kinder zu errichten, in dem sie nicht nur leiblich versorgt, sondern auch christlich erzogen wurden. Hausvater wurde S., und in dieser Stellung hat er einige Jahre in Segen wirken dürfen als der warmherzige christliche Kinderfreund. Wie glücklich klangen seine Briefe aus dieser Zeit! Die Zahl der Kinder war schnell bis gegen 200 gewachsen; das Haus war voll und klang wider von den frohen Stimmen der Kinder, die dort eine Heimat und ein menschenwürdiges Dasein gefunden hatten. S. liebte Musik und Gesang und sorgte dafür, daß die Kinder singen lernten. Mit stolzer Freude schrieb er uns, daß er unter den Jungen ein Trommler- und Pfeiferkorps gebildet habe, und daß sie sonntags dem

Zug der Kinder zur englischen Kirche voranzögen mit dem Marschliede, das er so besonders liebte: „Onward, christias soldiers“ („Vorwärts, Christi Streiter“).

Mitten aus diesem Werke wurde er wieder herausgerissen, als die englische Herrschaft zugunsten der Souveränität Ägyptens gelockert wurde. Dem neuen mohammedanischen Regime war das christliche Heim für mohammedanische Kinder ein Dorn im Auge; es mußte Hals über Kopf geräumt werden. Solosy, der als Hausvater besonders schlecht bei der Regierung angeschrieben war, verließ das Land und siedelte auf gut Glück nach Australien über. Er landete auf der Westküste und gründete in der Nähe der Stadt Perth ein Exportgeschäft für Wolle und Häute, zusammen mit einem deutschen Judenchristen Fritz Löwenstein, von ihm „the old Fritz“ genannt. Am Rande der unendlichen Steppe, die ja bis auf einen schmalen Küstenstreifen das ganze Gebiet von Westaustralien bedeckt und von ungeheuren Schafherden bevölkert ist, lebten diese beiden einsamen heimatlosen Männer in einer rührenden Freundschaft zusammen und suchten sich ihr primitives Dasein möglichst freundlich zu gestalten. The old Fritz war ein gereifter älterer Christ, bei dem das Heimweh der Kinder Gottes nach der Ewigkeit so stark war, daß er in ständiger Erwartung der Wiederkunft Christi lebte. S. hing mit kindlicher Liebe an diesem älteren Bruder, den Gott ihn dort, „am Ende der Welt“, finden ließ, und der Herr machte an den Beiden seine Verheißung wahr: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“. Löwenstein war ebenso begeisterter Deutscher wie S. Engländer; aber beide fanden sich in der Einheit des Geistes und in der Blutsverwandtschaft. Scherzweise schrieb S. einmal: Sie beide bildeten die lutherische Kirche in Westaustralien. S. nahm aber, soweit es die Entfernungen erlaubten, am kirchlichen Leben der anglikanischen Christen teil und bekam sogar eine leitende Stellung im C.V.J.M. des dortigen Bezirks. Köstlich war die Schilderung eines Weihnachtsfestes der beiden Einsiedler, das sie in der vertrauten deutschen Weise zu feiern suchten, wenn es für sie auch mitten in den Sommer fiel. Sie holten einen Zweig von irgendeinem Baume, der

einige Ähnlichkeit mit einer Tanne hatte, schmückten ihn mit Kerzen, lasen die Weihnachtsgeschichte mit Gebet von the old Fritz und sangen dann die drei deutschen Lieder, die sie auswendig wußten: „Stille Nacht“, „Ich bete an die Macht der Liebe“ und „Die Wacht am Rhein“, und dabei wanderten ihre Gedanken in vergangene Tage und stimmten sie festlich. In den Zeiten des Jahres, in denen das Geschäft brach liegen mußte, ging unser Freund auf Jagd, und abends vertieften sich beide in das Studium der Hl. Schrift. Der „alte Fritz“ wurde dem jüngeren Freunde ein rechter Seelsorger, und beide liebten einander von ganzem Herzen.

Es war ein schwerer Schlag für S., als der alte Freund zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen durfte, wonach er sich gesehnt hatte, und zunächst fühlte er sich ganz vereinsamt. Er hat dann aber einen jüngeren Helfer — wieder einen Juden — gefunden, dem nun er seinerseits väterlicher Freund und Seelsorger geworden ist. Aber nun, da er selbst ergraut ist, richtet sich sein Blick immer mehr der Ewigkeit zu, die ihm durch den Heimgang seines alten Freundes so nahe getreten ist. Die Hoffnung aber, daß wir uns in diesem Leben noch einmal wiedersehen könnten, hat er aufgeben müssen. Indessen wirkt er, solange sein Tag auf Erden währt, mit jugendlichem Mut und Frohsinn, der ihm nicht bloß von Natur mitgegeben ist, sondern auch aus ewigen Quellen schöpft.

Maximilian Rubin (Rudwin).

In Leipzig hatten wir es vorwiegend mit solchen Juden zu tun, die aus Polen stammten, wo sie in einer frommeren und geistig weit regeren Atmosphäre aufgewachsen waren als etwa die Juden in Rumänien. Dadurch war es leichter, ihre Herzen durch das Evangelium in Bewegung zu bringen; und dies umsomehr, als sie durch den Übergang in eine ihnen fremde Welt, ohne die heimatlichen Bindungen, meist den inneren Halt verloren hatten und ihn im Judentum des Westens nicht wiederzufinden vermochten. Ihrer viele sind daran innerlich zugrunde gegangen und haben

dann die Zahl der skrupellosen Juden vermehrt, die in verhängnisvoller Weise dazu beigetragen haben, den Judenhaß im Volke zu verschärfen. Aber nicht wenige haben auch, wo sie ihn suchten oder ihm ungesucht begegneten, in Christus den Schatz und die köstliche Perle gefunden.

Gleich im Anfange meiner Leipziger Tätigkeit hatte ein junger intelligenter Jude, der der Jeschiba, der talmudischen Hochschule, in Polen entlaufen war, M. Rubin, den Weg zu uns gefunden. Das hebräische Schild vor dem Lese- und Versammlungsraum in der jetzt nicht mehr bestehenden Georgenstraße (auf dem Gelände des neuen Hauptbahnhofs), den ich gemietet hatte, war ihm in die Augen gefallen. Trotz seiner zunächst hochmütig-ablehnenden Art fühlte er sich offenbar angezogen und suchte mich in meinem Hause auf, um sich Klarheit über unsere Absichten zu verschaffen. Da ich gerade anderweitig in Anspruch genommen war, bat ich ihn, inzwischen das 53. Kapitel im Buche Jesaja durchzulesen und mir nachher zu sagen, wer nach seiner Meinung der dort geschilderte Ebed Adonaj (Knecht Gottes) sein müsse. Als ich mich wieder zu ihm begeben hatte, antwortete er auf meine Frage: „Israel ist der leidende Gottesknecht“. Diese Antwort überraschte mich nicht, weil ich wußte, daß dies die übliche jüdische Erklärung ist; ich wies sie auch nicht ohne weiteres ab und gab ihm zunächst zu, daß der Prophet auch Israel den Knecht Gottes nennt (z. B. 42, 19). Aber wie verträgt sich Vers 8 des Kapitels mit der jüdischen Erklärung, abgesehen von anderen Zügen im Bilde des leidenden Gottesknechtes, wie ihn das 53. Jesaja-Kapitel schildert? Diese Frage setzte ihn in Verlegenheit, und als ich ihm zu bedenken gab, ob hier nicht der Prophet eine Persönlichkeit im Auge habe, in der das Ideal des Gottesknechtes, also die Idee Israels als des Priestervolks, verwirklicht sei — eben Christus —, wurde er nachdenklich.

Seine Stunde war aber noch nicht gekommen; als Vernunftmensch und als nationalstolzer Jude konnte er sich nicht so bald unter den Gehorsam des Glaubens beugen, blieb aber während der zwei bis drei Jahre, in denen er die Oberrealschule besuchte und mit

Glanz absolvierte, in beständiger Verbindung mit uns. Dann ging er nach Amerika hinüber, wo, wie er meinte, die größere Freiheit ihm als Juden bessere Möglichkeiten bot, seine ehrgeizigen Träume zu verwirklichen. Er wurde denn auch dort in jungen Jahren, nachdem er seine Doktorprüfung bestanden hatte, Rabbiner einer freisinnigen Gemeinde, und erwarb sich als solcher einen Namen durch seine Reden, wissenschaftlichen Vorträge und Aufsätze. Das befriedigte zunächst seinen Ehrgeiz; seine Briefe klangen selbstbewußt und selbstzufrieden, bis einst zu Weihnachten ein Brief von ihm kam, in dem sich die Äußerung fand: „Wenn Sie, Herr und Frau Pastor, wüßten, wie arm und elend ich trotz allem in Wirklichkeit bin, dann würden Sie Mitleid mit mir haben“. Dann folgten Briefe mit Erinnerungen an die Leipziger Zeit und die damals erhaltenen Eindrücke und endlich die Mitteilung, daß er sich entschlossen habe, den Weg zu gehen, der ihm in Leipzig gezeigt worden sei, um Frieden für seine Seele zu finden: daß er sich auf die Taufe vorbereite. In einem amerikanischen Zeitungsblatt, das er mitschickte, war zu lesen, daß er feierlich vor seiner Gemeinde erklärt habe, er lege sein Rabbinat nieder, hoffe aber, einst in besserer Weise seinem Volke dienen zu können. Er wurde nun Lehrer der deutschen und französischen Sprache.

Am Schlusse eines Artikels „Meine Bekehrung“, den er mir für unsere Zeitschrift „Saat auf Hoffnung“ (1913, S. 23) schickte, sagt er: „Ich habe die Einladung Christi angenommen, und er hat mir einen solchen Frieden geschenkt, der höher ist als alle Vernunft. Ich hatte nie geglaubt, daß der Sturm in meinem Herzen, der ein Jahrzehnt gewütet hatte, sich je legen würde. Aber das Unerwartete kam. In materieller Hinsicht muß ich jetzt sehr viel leiden. Aber was für Freude, welche innere Befriedigung und Befreiung gibt mir die Gewißheit meines Glaubens, obwohl ich alles, was ich in dieser Welt besaß, alles, was ich so hoch schätzte, meine Zukunft, meine Freunde, mein Volk, sogar meine Eltern opferte, um dem Heiland zu folgen. Ich habe mein Leben lang Glück gesucht und habe es nur in vollkommener Hingabe an Jesus gefunden. Es mag ja unglaublich klingen, daß sich die Moral eines Mannes verbessert hat, nachdem er von der Kanzel herunter-

getreten ist. Es ist aber wahr: Meine Bekehrung hat mich von Selbstüberhebung, von Selbstüberschätzung geheilt, hat meinen Hochmut in Demut umgewandelt und ihr die Macht verliehen, dem Versucher zu widerstehen“.

Durch seine Verheiratung mit einer katholischen Dame, wodurch er zur katholischen Kirche hinübergeführt wurde, und durch den Weltkrieg wurde die Verbindung mit uns abgerissen. Möglich ist auch, daß er bei seiner sehr geschwächten Gesundheit früh verstorben ist. Doch dürfen wir seiner in der Gewißheit gedenken, daß „seine Seele eingebunden ist im Bündlein der Lebendigen bei dem Herrn“ (1. Sam. 25, 29).

Johannes Biegeleisen.

Es ist eine häufige Erfahrung in der Mission, daß auf irgendeine Weise oder durch irgendeine Persönlichkeit der Geist Gottes schon an den Herzen gewirkt hat, ehe uns die Aufgabe zufällt, ihnen den Weg zum Heil zu zeigen und das Tor des Glaubens zu öffnen. „So ist nun weder der da pflanzt, noch der da begießt etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt“ (1. Kor. 3, 7). Aber beides ist gleich wichtig und verantwortungsvoll, das Wecken wie das Pflegen des neuen Lebens aus Gott. Als der junge Johannes B. aus Pabianice bei Lodz nach Leipzig kam, war er schon bekehrt. Das schlichte Zeugnis unsers Missionars Jahnke in Lodz, der dort zugleich im Auftrage der Inneren Mission und des Leipziger Zentralvereins für Mission unter Israel wirkte, bis er von uns in Breslau stationiert wurde, hatte den jungen Mann ins Herz getroffen und das rege geistliche Leben in der Gemeinde Pabianice ihm geholfen, das Geheimnis Christi zu erkennen.

Er kam nach Leipzig, um sich auf die Taufe und zugleich auf einen geistlichen Beruf in der Kirche vorzubereiten. Er empfing deshalb nicht nur Taufunterricht, sondern nahm auch an wissenschaftlichen Übungen an unserm Seminar des Institutum Delitzschianum teil und durfte dazu einzelne Kollegs an der Universität als

Hörer besuchen. In unserm Kreise der Freunde Israels, der sich in sonntäglichen Bibelstunden versammelte und der mir in meiner Leipziger Arbeit von unschätzbarem Werte wie unsern jüdischen Christen zu großem Segen geworden ist, fand er die nötige christliche Gemeinschaft, die ihm Stütze und Förderung gewähren konnte. Doch fand er sich stärker zu den Kreisen der landeskirchlichen Gemeinschaft in Leipzig hingezogen, weil ihm unsere Art zu nüchtern schien und weil die guten, aber unverständigen Gemeinschaftsleute ihn als einen bekehrten Bruder aus Israel auf allerlei Weise verhätschelten. So ließen sie ihn, den noch ungetauften und unreifen jungen Mann, in ihren Versammlungen „Zeugnis ablegen“ und glaubten ihm ihre Liebe durch Gaben und Beiträge für seine Tasche beweisen zu müssen, obwohl christliche Freunde in Lodz für seinen Unterhalt aufkamen. Meine Warnungen und Bitten, beides als höchst gefährlich für die innere Entwicklung des jungen Mannes zu unterlassen, fanden bei ihnen wenig Verständnis; er selbst hat es damals wohl auch nicht verstanden.

Es hat mir die Vorbereitung auf seine Taufe erschwert und meine Freudigkeit beeinträchtigt, als ich ihn taufen durfte. Ich tat es aber in der Gewißheit, daß ihm auf dem Predigerseminar in Breklum, wo er zum lutherischen Pfarrdienst in Amerika ausgebildet werden sollte, eine gesunde Erziehung weiterhelfen werde. Diese Hoffnung hat sich im vollsten Maße erfüllt. Nachdem B. einige Jahre ein evangelisches Pfarramt in Amerika verwaltet hatte, wurde er zum Dozenten für hebräische Sprache und Altes Testament an dem theologischen College in Webster Groves (Miss.) berufen, wo er noch jetzt wirkt und neuerdings auch Vorlesungen über das Neue Testament hält.

Eine große Herzensfreude ist es mir, daß er gerade deshalb mit besonderer Liebe und Dankbarkeit an mir als seinem väterlichen Freunde hängt, weil ich ihn damals in Leipzig zur Demut und Nüchternheit angehalten und ihm damit den Weg zum eigenen inneren Wachstum und zum Segen im Dienste des Herrn gewiesen hatte.

Dr. Heinrich Frank.

Die Taufe Johannes B. wurde für einen andern jungen Juden der Wendepunkt in seinem Leben. An jenem Sonntag kam dieser, aufmerksam gemacht durch ein Schild an der Tür des Versammlungsraums unserer Mission, hinauf und fand an der Eingangstür einen Zettel angeheftet, auf dem er las: „Heute fällt die Bibelstunde wegen einer Tauffeier 5 Uhr in der Lutherkirche aus“. Er entschloß sich, dieser Tauffeier beizuwohnen, um einmal dieses für einen Juden so Schreckliche mitzuerleben, daß einer seines Volkes zum „Meschumad“, zu einem Ausgerotteten, Abtrünnigen, wurde. An jenem Abend nach der Taufe hat er seine Gefühle und Eindrücke in sein Tagebuch eingeschrieben, und was er schrieb, war von Haß gegen den Täufling und den, der ihn taufte, eingegeben. Etwa anderthalb Jahre darauf hat er uns dieses Tagebuchblatt vorgelesen, und zwar am Tage seiner eigenen Taufe, als ein Zeugnis dafür, wie wunderbar Gottes Gnade an ihm gewirkt hatte.

In der Tat ist die Bekehrung Heinrich F's. eines der größten Wunder der Gnade, die ich erlebt habe. Wie Rubin und zahlreiche andere junge polnische Juden war er aus dem Ghetto „in die Welt“, d. h. über die polnische Grenze, entflohen und nach abenteuerlichen Fahrten in Berlin gelandet, wo ein junger jüdischer Landsmann ihn aufnahm und ihn mit sich beim Theater als Statist einführte, wodurch er sich zunächst ein sehr dürftiges Brot verdiente. In der jüdischen Gemeinde aber, an die er sich wegen Unterstützung wandte, erkannte man bald seine Begabung. Er hatte sich auch in Polen auf der Talmud-Tora-Schule bereits rabbinisches Wissen angeeignet. So wurde ihm angeboten, sich auf dem Rabbinerseminar als Student aufnehmen und zum Rabbiner ausbilden zu lassen, wodurch ihm zugleich Gelegenheit gegeben wurde, Vorlesungen an der Universität zu hören. Dies Angebot kam seinem Durst nach Wissen entgegen und eröffnete ihm zugleich gute Zukunftsaussichten. So nahm er es an, obwohl er längst allen Glauben über Bord geworfen hatte. Sein Studium schützte ihn nicht vor den Gefahren der Großstadt. So geschah

es, daß er bald mit anderen Studiengenossen in einen lockeren Lebenswandel geriet, der sich durchaus nicht mit dem Beruf vertrug, auf den er sich vorbereitete. Soviel sittliches Gefühl aber war ihm noch geblieben, daß er diesen unerträglichen Gegensatz empfand und sich seiner Heuchelei schämte. Er verließ darum das Seminar und Berlin, um in Leipzig Chemie zu studieren.

Nach jenem Sonntag, der ihn zuerst in Berührung mit uns brachte, besuchte er sehr fleißig die Bibelstunden und die Lesezimmerabende, scheinbar aber nur, um zu widersprechen, so daß seine Gegenwart manchmal störend wirkte und meine Geduld auf eine harte Probe stellte. In Wirklichkeit aber trug er den Stachel im Herzen, und auf die Dauer war es ihm nicht möglich, „wider den Stachel zu löcken“. Eines Abends kam er ins Lesezimmer, als ich noch allein war. Mir fiel gleich der veränderte Ausdruck seines Gesichts auf; es zeigte nichts mehr von Hochmut und spöttischem Wesen. Bescheiden und mit offenem Blick der Augen sagte er zu mir: „Sie können mir jetzt gratulieren, Herr Pastor“. Ich fragte: „Wozu? Haben Sie sich etwa verlobt“? „O“, antwortete er, „es gibt doch viel Größeres als das“.

Ich merkte an dem Leuchten seiner Augen, daß er in der Tat innerlich Großes erlebt haben mußte. „Ich weiß wohl“, sagte ich, „was das Größte im Leben ist; aber daß Ihnen das widerfahren sein sollte, das ist mir leider schwer zu glauben“. Nun erzählte er mir, wie er am Abend zuvor einer großen Evangelisationsversammlung im Zoologischen Garten beigewohnt habe; wie da der Generalleutnant von Viebahn zu vielen Hunderten von jungen Leuten über die Opfer der Sünde und das Opfer für die Sünde gesprochen hätte. Was der Redner da von den Opfern geschildert habe, welche die Jugendsünden erfordern, das habe er empfunden, als sei es zu ihm persönlich gesagt; es sei ihm gewiß geworden, daß er gerettet werden müßte. Auf seine Frage an den General, was er tun solle, um auch solche Rettung zu erleben, wie er sie an Beispielen geschildert habe, habe er ihm militärisch kurz die Weisung gegeben: „Sie sollen sich sofort jetzt dem Herrn mit Leib und Seele übergeben, ohne jeden Rückhalt, und dann gehen

Sie zu einem Mann in der Stadt, der Sie in das Geheimnis Christi einführen kann“. So bäte er nun mich, daß ich ihm diesen Dienst tun wolle; er wolle nicht mehr widersprechen und kritisieren, sondern sich beugen unter das Wort Gottes.

Die Aufgabe, die mir damit gestellt wurde, war nicht leicht und die Vorbereitungszeit auf die Taufe in diesem Falle recht lang. Es gab noch viele Widerstände zu überwinden, die ihm sein Fleisch, seine Vernunft und sein national-jüdisches Empfinden bereitete. Dazu kam noch, daß zwei junge adelige Offiziere, geistliche Söhne des Generals von Viebahn, die abgegangen waren und sich in Leipzig als Studierende zugleich auf eine evangelistische Tätigkeit vorbereiteten, ihn mit ihrem geringschätzigen Urteil über die Kirche und ihre Taufe beeinflussten. Ich hatte ihn in keiner Weise zur Taufe gedrängt und wunderte mich, daß er nicht längst danach verlangt hatte, bis er einmal äußerte: Er brauche doch wohl die Taufe gar nicht, wenn er bekehrt sei, und habe auch schon mit den „Brüdern“ — eben jenen Offizieren und ihrem darbyistischen Kreise — das „Brotbrechen“ gefeiert. Nun mußte ich ihm sagen, daß er ohne Taufe kein Glied am Leibe Christi sei und sich weder als Hausgenosse Gottes, noch als Tischgenosse des Herrn zu rechnen ein Recht habe. Es war ihm schwer, dies zugeben, und er sträubte sich weiter gegen die Taufe, bis er durch eine Predigt des damaligen Professors (späteren Landesbischofs) Ihmels von der Bedeutung und Notwendigkeit der Taufe überzeugt wurde.

Nicht bloß für ihn selbst, sondern auch für viele andere wurde seine Taufe zu einem Erlebnis und zu einer Segensstunde. Sie wurde, weil er Student war, in der Universitätskirche am 3. Advent 1909 gefeiert, seit Menschengedenken wohl das erste und einzige Mal, daß diese Kirche eine Tauffeier erlebt hat. D. Ihmels als Universitätsprediger hielt die Taufrede über Apostelgesch. 20, 14—16, worauf der Täufling, ehe ich die Taufe an ihm vollzog, ein Zeugnis seines Glaubens ablegte, indem er vor der aus Studenten, Judenchristen und Freunden Israels zusammengesetzten Gemeinde feierlich erklärte, daß er die Taufe begehrt habe,

nicht weil er damit aufhören wolle, ein Glied seines Volkes zu sein, sondern weil er auf seinen Irrwegen Christus begegnet sei, der sich ihm als Weg, Wahrheit und Leben geoffenbart und ihn vom Verderben gerettet habe; und nun bitte er, in die Gemeinde Christi aufgenommen zu werden, um ein Nachfolger Christi zu werden.

Es hat ihm als solchem nicht an starken Anfechtungen gefehlt. Seine frommen, von ihm sehr geliebten Eltern in Polen verstießen ihn auf die Nachricht von seiner Taufe; und als er zu ihnen reiste, um sich vor ihnen zu rechtfertigen und Versöhnung mit ihnen zu suchen, sprach der Vater kein Wort mit ihm und die Mutter weinte unablässig. Er war für sie durch die Taufe ein „Ausgerotteter“, ein Toter geworden. Sie forderten dann doch noch den Rabbiner in Leipzig auf, ihn, wenn es möglich wäre, auf den „guten Weg“ zurückzuführen. Der Rabbiner suchte im Beisein von mehreren Vertretern des Gemeindevorstands den „Abtrünnigen“ zur Umkehr zu bewegen, aber vergebens. Diese Anfechtungen, die ihn zum Bekenntnis zwangen, vertieften nur seinen Glauben. Er hat mir etwa zwei Jahre nach seiner Taufe gesagt: „Wenn ich damals nicht getauft wäre, würde ich wieder zurückgefallen sein. Die Taufe, und was ich mit ihr geschenkt erhielt, und was ich gelobt habe, hat mich gehalten“.

Ich habe dies Zeugnis von der Bedeutung der Taufe manchmal denen entgegen gehalten, die allzu gering von ihr dachten. Wohl haben sich so manche der Getauften nicht bewährt. Aber andererseits hat sich auch bei den Bekehrten kein gesundes christliches Leben entwickelt ohne die Taufe. Sein weiterer Lebensgang bewegte sich in verhältnismäßig ruhigeren Bahnen; er setzte seine chemischen Studien in Zürich fort und erhielt das Doktordiplom, fand auch nach dem Weltkrieg, den er auf deutscher Seite mitmachte, eine sehr günstige Stellung an einem chemischen Werk in Darmstadt. Er hat diese Stellung auch nach der politischen Umwälzung in Deutschland noch bis 1939 innegehabt, mußte dann aber das Los der landflüchtigen deutschen Juden teilen und hat in England eine neue Heimat gefunden.

Berthold Metzenberg.

Ein junger jüdischer Kaufmann aus Schlesien, der im Auftrag seines Geschäftes in Holstein zu reisen hatte, kam eines Tages auf einer Wanderung über Land, müde und durstig vom Wege, an ein Bauernhaus und bat die Bäuerin, die vor der Tür stand, um einen Trunk frischen Wassers. Sie hatte in ihm gleich einen Sohn Israels erkannt; aber statt ihm unfreundlich zu begegnen, lud sie ihn freundlich ein, in ihr Haus zu kommen und sich zu erfrischen. Sie täuschte sich wohl nicht, wenn sie in ihm einen vom Volke unseres Herrn Jesu sähe, und würde sich deshalb besonders freuen, wenn sie ihm etwas Liebes tun könne. So nötigte sie ihn herein und setzte ihm frische Milch und kräftige Butterbrote vor. Das wurde für den jungen Mann zu einem inneren Erlebnis. Er hatte es wohl erleben müssen, daß man als Jude abgewiesen wurde, aber daß man im Namen Christi einem Juden Liebe und Freundlichkeit erwies, das war ihm wie ein Gruß und Fingerzeig von Gott. Er hatte in seinem Judentum so manches Unschöne gesehen und erfahren, aber nichts für sein Herz empfangen, und trug schon im tiefsten Herzen ein Verlangen nach Wahrheit und Frieden und fühlte sich von der Person des Heilands angezogen. Er hatte auch manchmal schon den christlichen Gottesdienst besucht, aber für das Wort Gottes fehlte ihm noch der Schlüssel des Verständnisses, wenn auch der Ernst der Andacht ihm tiefen Eindruck gemacht und das Verlangen seiner Seele bestärkt hatte. Diese Aufgeschlossenheit für das Ewige, dazu die Offenheit seines Wesens und sein goldener Humor gewannen ihm gleich unsere Herzen, als er zu uns kam. Seine Vertrautheit mit dem Neuen Testament und seine Liebe zum Heiland machte die Vorbereitung auf die Taufe zu einer Freude. Die Liebe, mit der er in unserm Hause und in unserm Kreise der Freunde Israels aufgenommen wurde, machten wie ihm selbst so uns allen den Tag seiner Taufe zu einem festlichen Erlebnis.

Bald danach mußte er im Dienst der großen Hamburger Firma Woehrmann auf eine Faktorei in Deutsch-Kamerun reisen. Unterwegs empfing er nochmals einen Ruf Gottes. Als er nämlich in

Barcelona den deutschen Konsul in Paßangelegenheiten aufsuchte, öffnete ihm die Frau Konsul die Türe und sagte ihm, daß er doch, da ihr Mann nicht zu Hause sei, abends wiederkommen und dann auch Gast an ihrem Tische sein möge. Sie war eine ernste Christin voll warmer Liebe, die sie ihn als jüdischen Glaubensgenossen in besonderer Weise empfinden ließ. Zum Abschied schenkte sie ihm ein Neues Testament mit dem Wunsche, daß es ihm ein Licht auf seinem Wege im dunklen Erdteil sein möge. Er mußte zwar an seinem Bestimmungsort christliche Gemeinschaft schmerzlich entbehren. Aber was ihm in der Taufe und im Zusammenhang damit an göttlichen Gnadenerweisungen geschenkt war, hatte sein Herz fest gemacht. Nur selten und mit Mühe konnte er eine weit entfernte Missionsstation aufsuchen und sich dort durch Teilnahme am Gottesdienst und christlicher Gemeinschaft stärken.

Als der Weltkrieg ausbrach, wurde er in die deutsche Kolonialtruppe eingereiht. Nach kurzen vergeblichen Kämpfen mußte sich diese auf spanisches Gebiet zurückziehen; beim Überschreiten des Grenzflusses aber wurde durch eine Munitionsexplosion unser Freund des Augenlichtes auf dem einen Auge beraubt. Durch mangelhafte ärztliche Behandlung nach der Überführung der Internierten nach Spanien wurde er auch auf dem zweiten Auge blind. Als mit Schluß des Krieges die Internierten aus Spanien zurückkehren konnten, war sein erster Weg zu uns nach Leipzig, seiner geistlichen Heimat. Er bat da in der Sonntagsbibelstunde der Freunde Israels, daß wieder das Lied gesungen werden möchte, das wir damals nach seiner Taufe gesungen hatten: „So nimm denn meine Hände“. Bei der Strophe: „Laß ruhn zu deinen Füßen dein armes Kind, es wird die Augen schließen und glauben blind“, richteten sich unwillkürlich aller Blicke auf ihn, der nun als Blinder unter uns saß, auf dessen Antlitz aber doch ein Glanz des Augenlichtes ruhte, das ihm als dem Kinde Gottes aufgegangen und mit dem Augenlichte nicht erloschen war.

Er durfte auch weiter die väterliche Fürsorge seines Gottes erfahren, der ihm eine treue Lebensgefährtin in der Person einer lebenswerten deutschen Lehrerin zuführte. Mit Hilfe der Kriegs-

beschädigtenunterstützung, des Gehaltes seiner Frau und der Zuschüsse eines vermögenden Bruders in der Schweiz konnten sich die beiden in Bad Salzung ein trauliches Heim gründen und glücklich und sorgenlos leben. Dann aber brach in das stille Glück ihres Hauses die Sorge und das Herzeleid mit erschütternder Gewalt hinein. Frau M.s Sehkraft und zugleich ihr Gehör wurden immer schwächer, so daß ihr das furchtbare Geschick drohte, beides mit der Zeit ganz zu verlieren. Doch hat sein Glaube in diesen schweren Prüfungen und Anfechtungen standgehalten, und Gott hat seine Hand schützend und schirmend über ihn gehalten, daß es jetzt scheint, als ob er und seine Frau wenigstens in Frieden weiterleben dürfen. Zwar ist er einsam geworden und an Kränkungen hat es ihm infolge der Judenfeindschaft der letzten Jahre nie gefehlt; aber es hilft ihm dabei, daß er von jeher die Stille mehr liebte als laute Geselligkeit, und immer wieder bricht sein sonniges, heiteres Wesen durch alle Kümmernisse hindurch.

Adolf Tannenbaum.

Eines Sonntags erschien in der Bibelstunde der Freunde Israels in Leipzig ein jüdischer Mann mit einem auffallend anziehenden Gesicht, das stark an die Züge des üblichen Christusbildes erinnerte. Nach Schluß der Bibelstunde fragte ich ihn, wie er den Weg zu uns gefunden habe, und er erzählte mir da: Er sei schon in verschiedene christliche Versammlungen gegangen, zuletzt in eine solche der Heilsarmee. Da er nicht knieend mitgebetet hatte, habe ihn ein Offizier gefragt, er sei wohl kein Gläubiger, und auf die Antwort: Er sei Jude und Theosoph, suche aber noch die Wahrheit, habe dieser ihn an mich gewiesen. Zu meiner großen Freude kam er auch die folgenden Sonntage wieder, weil er offenbar irgendwie innerlich angepackt war.

Ich bat ihn dann für einen Sonntagabend zu Gaste in unser Haus, wo damals — wie gewöhnlich an Sonntagabenden — einige Studenten unsere Gäste waren. Im Laufe des Gespräches sagte er, es sei ihm Bedürfnis, mich einen Blick in sein bisheriges Leben

tun zu lassen, weil er merke, daß ein neuer Lebensabschnitt für ihn beginne. So erzählte er uns seinen Werdegang. Er stammte vom Lande aus Kurhessen, wo sich damals noch zahlreiche ländliche jüdische Gemeinden befanden. Er hatte als Knabe schon einen unbändigen Drang zur Natur gehabt — eine Erscheinung, die man selten bei Juden findet —, sei häufig aus dem jüdischen Religionsunterricht, der ihn abstieß, in den nahen Wald gelaufen und hatte dort seine Freude unter rauschenden Bäumen und an rieselnden Bächen gehabt. Diese Liebe zur Natur begleitete ihn auch auf seinen Wanderungen als Uhrmacherlehrling, zugleich damit aber das Sinnen über die geheimnisvollen Hintergründe der Natur und der Wunsch, aus ihrer stummen Sprache Ursprung und Sinn des Lebens zu enträtseln. Er war in theosophische Kreise geraten und hoffte nun, durch ihre aus Indien importierte „Geheimwissenschaft“ weitere Aufschlüsse zu erlangen. Aber je länger, desto mehr enttäuschten und verwirrten ihn diese verworrenen Spekulationen. So hatte er denn beim Christentum die Offenbarung gesucht, die sie ihm nicht geben konnten, und auf diesem Wege war er zu uns gekommen.

Nun sei es ihm bei uns in letzter Zeit wunderbar ergangen. Er habe sich von Jugendsünden rein gehalten und habe mit Bewußtsein nie eine Unwahrheit gesagt, auch nie einem Menschen oder Tier mit Vorsatz ein Leid zugefügt; nun aber, seit er unsere Bibelstunden besuche, fühle er sich trotzdem unrein. Und von Jugend auf habe er das Judentum verabscheut und deshalb seinen jüdischen Namen Aron in Adolf umgewandelt. Jetzt aber fühle er sich doch wieder als Glied dieses Volkes. Beides war für mich ein Beweis, daß hier der Geist Gottes am Werke war, eine suchende Seele in alle Wahrheit zu leiten.

In seiner stillen, tiefen Art wuchs er weiter in den Glauben hinein. Aber die Prüfungen blieben nicht aus. Zunächst gaben ihm gewisse Christen Ärgernis, die sich mit einem höchst unangebrachten und törichten Bekehrungseifer auf ihn warfen, ohne ihm durch ihre Persönlichkeit ein Zeugnis des Geistes und der Kraft geben zu können. Dann kam der Krieg; und er, dem es unmöglich war,

Fleisch zu essen oder Menschen zu töten, wurde zum Kriegsdienst einberufen. Nach längerer Zeit traf ich ihn wieder in Zivilkleidung. Er war entlassen und zeigte mir seinen Entlassungsschein, der als Grund dafür „insanitas mentis“ angab, was er nicht verstand. Ich merkte aber, daß er in der Tat das seelische Gleichgewicht unter den Qualen verloren hatte, die er innerlich und äußerlich um seiner besonderen Einstellung willen hatte erdulden müssen.

Er entschwand mir wieder für längere Zeit, während welcher er auf Helgoland arbeitete, bis ich ihn eines Tages in Leipzig wiederfand. Er hatte sich bei einer einfachen älteren Frau eine Schlafstelle gemietet und wieder angefangen, seinem bescheidenen Erwerb durch Uhrenreparaturen nachzugehen. Da aber die Wirtin krank geworden war, widmete er sich hauptsächlich ihrer Pflege und zwar in der rührendsten und selbstlosesten Weise. Zu meinem Erstaunen sah ich bei meinem Besuch durch das ganze Krankenzimmer Zwirnfäden gezogen, an denen Papierschnitzel befestigt waren, die sich bei offenem Fenster im Luftzug bewegten. Auf meine Frage, was dies zu bedeuten habe, erklärte er mir, er wolle damit die Kranke vor der Fliegenplage schützen, ohne die Fliegen töten zu müssen. Die Kranke wußte nicht genug seine zarte Fürsorge zu rühmen, die sich nicht bloß auf ihr leibliches, sondern auch auf ihr seelisches Wohl erstreckte. Zu uns aber kam er nicht mehr, weder in unsere Bibelstunden, noch in unser Haus.

Nach geraumer Zeit erfuhr ich, daß er nicht mehr in Leipzig, sondern in ein katholisches Kloster in Hessen eingetreten sei. Sicherlich hat Gott ihn damit auf den rechten Weg und zu einem christlichen Leben geführt, wie es seiner besonderen Art entspricht, die an den heiligen Franziskus erinnerte, und in dem sich seine besonderen Gaben in Stille und Frieden entfalten können. Mir persönlich wäre es natürlich eine große Freude gewesen, wenn ich ihm mit der Taufe das Siegel der Gotteskindschaft hätte aufdrücken können und wenn er ein Glied unserer kleinen Leipziger Herde geworden wäre. Aber weil ihm der Entschluß, in die Nachfolge Jesu einzutreten, durch die Berührung mit unserer Mission ge-

schenkt wurde, ist doch zwischen ihm und uns ein Band geknüpft, das uns für die Ewigkeit verbindet, und das mir ein Recht gibt, ihn unter die Zahl der „Söhne“ einzureihen, „die mir der Herr gegeben hat, zu einem Zeichen und Wunder in Israel“.

Henry Seligmann.

Das Gleiche gilt von dem jungen Hamburger H. S., der zu uns geführt wurde, nachdem der Geist Gottes sein Herz bereits dem Evangelium geöffnet hatte. Er war im Austausch für einen dänischen Fachgenossen als Buchbinderlehrling nach Odense in Dänemark gekommen, und dort hatte ihn der gute Hirte gefunden. Im fremden Lande, das ihm zur inneren und äußeren Heimat werden sollte, fand er Kost und Logis bei zwei frommen Damen. In seinem Zimmer hingen christliche Bilder und gar das Bild des Gekreuzigten. Das ertrug sein jüdisches Empfinden nicht; er ließ sie fortschaffen. Das änderte aber nichts an der liebevollen Fürsorge der Frauen für ihren Hausgenossen; nur daß sie, die schon längst warme Freundinnen der dänischen Judenmission waren, jetzt, da sie in ihm einen Sohn Israels erkannt hatten, sich der ganz persönlichen Aufgabe bewußt wurden, die Gott ihnen mit diesem jungen Manne gegeben hatte. Sie haben sie in vorbildlicher Weise erfüllt, nicht durch viel Worte und plumpe Bekehrungsversuche, die so oft jüdische Herzen dem Evangelium verschließen, sondern zunächst durch eine sich immer gleichbleibende mütterliche Fürsorge, die ihm zu einer Offenbarung göttlichen Geistes wurde. Als sie die Zeit gekommen erachteten, daß er sich zu Christus hingezogen fühlte, forderten sie ihn auf, sie zum Gottesdienste in der Kirche zu begleiten, der auf sein empfängliches Gemüt umso mehr Eindruck machte, als ihn die jüdischen Gottesdienste immer unbefriedigt gelassen hatten. Dazu kamen mehrere Vorträge des bedeutenden norwegischen Erweckungspredigers und kirchlichen Führers Professor Hallesby, die er in Odense hörte und die ihn aufs tiefste ergriffen. In der christlichen Atmosphäre des Hauses aber, in dem er lebte und immer mehr die Stellung eines Pflegesohnes einnahm, konnte sein Glaube still und ungestört Wurzel schlagen und wachsen von einer Klarheit zur an-

deren. Seine beiden Pflegemütter verfolgten diese Entwicklung mit dankbarer Freude; und im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für das leibliche und geistliche Wohl dieses Sohnes, den Gott ihnen geschenkt hatte, und mit liebevollem Verständnis für seine Begabung und seine Interessen machten sie ihm den Vorschlag, ihn auf ihre Kosten in Leipzig auf der Buchhändlerlehranstalt ausbilden zu lassen.

Dabei wirkte der Gedanke mit, daß sie ihn in Leipzig mir zur geistlichen Obhut und zur Vorbereitung auf die Taufe übergeben konnten. Dieses Vertrauen zu mir verdankte ich meiner sehr engen Verbindung mit der dänischen Israelsmission, die ihre Missionsarbeiter bei uns auf dem Institutum Delitzschianum hatte ausbilden lassen, und bei deren Freizeiten und anderen Veranstaltungen ich der dänischen Missionsgemeinde bekannt geworden war.

Als der junge Mann nach Leipzig kam, fügte Gott es wieder so, daß er auf der Suche nach einer Wohnung ein Zimmer bei einer christlichen Frau fand, die unserem Missionskreise als eines ihrer treuesten Mitglieder angehörte. Er sagte ihr zunächst nichts davon, daß er an mich gewiesen sei; er hatte eine gewisse Scheu vor der Mission, weil er wohl befürchtete, dadurch wieder in Berührung mit jüdischen Kreisen zu kommen, oder auch, weil er von früher her aus Hamburg ein Vorurteil gegen die dortige Mission mitbrachte. Aber als er sich bei ihr erkundigte, an welchen Pastor er sich wohl am besten wegen der Vorbereitung auf die Taufe wenden könnte, nannte sie natürlich mit Freudigkeit mich und führte ihn in unsere Bibelstunden ein. Er wurde auch so wenig enttäuscht, daß ihm vom ersten Augenblicke an der Taufunterricht in unserem Hause und die Bibelstunden in unserem Bruderkreise Heimatgefühl gaben. Es war eine schöne Aufgabe, die junge empfängliche Seele in die Erkenntnisse des Heils, in die Geheimnisse des Reiches Gottes und in das Leben und die Lehre der Kirche einzuführen.

Die Taufe selbst empfing er seinem eigenen und dem Wunsche seiner dänischen Freunde entsprechend in Odense. Mich, als seinen geistlichen Vater und seine Hauswirtinnen in Leipzig und

Dänemark als geistliche Mütter, erwählte er zu Taufpaten. Nach vollendeter Lehrzeit in Leipzig fand er eine sehr angenehme Stellung in einer bedeutenden jüdischen Buchhandlung in Frankfurt am Main; unter vielen Bewerbern wurde er gewählt. Als dann aber die politische Umwälzung in Deutschland erfolgte, verlor er seinen Posten und wäre nun, wie so viele andere jüdische Christen, in die hoffnungsloseste Lage versetzt, wenn es seinen Freunden in Dänemark nicht gelungen wäre, die Einreiseerlaubnis für ihn zu erwirken und eine Stellung für ihn zu finden, freilich nicht als Buchhändler, sondern wieder als Buchbindergehilfe bei einer christlichen Verlagsfirma. Er hat sich aber in dieser Stellung eine Existenz und nach seiner Heirat mit einer jungen Dänin aus dem Kreise seiner christlichen Freunde ein eigenes glückliches Heim gründen können.

Heinrich Rosenbaum.

Heinrich Rs. Name war mir zuerst bekannt geworden durch seine kleine Schrift „Juden mosaischer Konfession und christlicher Konfession“, in der er die Judenchristen aller Welt aufrief, sich zusammenzuschließen und ihre Aufnahme in die große zionistische Organisation als gleichwertige Glieder ihres Volkes durchzusetzen. Diesen Appell ließ ich seinerzeit in „Saat auf Hoffnung“, 1922, S. 120ff., erscheinen, und es knüpfte sich daran eine lebhaftere Korrespondenz mit dem Verfasser. Aber erst die persönliche Begegnung mit ihm verschaffte mir tiefere Blicke in die innere Entwicklung dieser merkwürdigen Persönlichkeit.

Er hatte während seiner Jugendzeit in Galizien jenen bei dortigen Juden nicht ganz seltenen geheimnisvollen, mit ängstlicher Scheu gemischten Zug zu dem gekreuzigten Heiland der Christen gehabt, dessen Bild ihm auf Schritt und Tritt begegnete, und den er doch zu verabscheuen gelehrt war. Später verlor er im Strome des Lebens jeglichen Glauben. Der Zionismus, der damals zuerst die Herzen der jungen Generation ergriff und begeisterte, schien ihm Ersatz dafür geben zu können; er wirkte forthin eifrig für die nationale Sache Israels.

Im Weltkriege reiste er aus Deutschland, das ihm eine zweite Heimat geworden war, nach Galizien, um seine während der Kriegswirren verschollene Mutter aufzusuchen. Bei der Einnahme Lembergs durch die Russen fiel er ihnen in die Hände und wurde eingekerkert. Im Gefängnis holte er sich die Ansteckung zu der schweren Typhuserkrankung, die ihn dem Tode nahebrachte. Als er da zwischen anderen Kranken und mit dem Tod ringenden Gefangenen lag, ging ihm die Herrlichkeit Christi auf sowohl in der Liebe, mit der katholische Schwestern und Priester aufopfernd und ohne Todesfurcht die Kranken pflegten und trösteten, wie auch in dem kindlichen Glauben, mit dem einfache ruthenische Bauern ihre Seele Gott im Gebet befehlen konnten.

Nachdem er Gesundheit und Freiheit wiedererlangt hatte, gehörte sein Herz dem Heiland, in dem er nun sein eigenes wie das Heil seines geliebten Volkes sah. Er war nach Rumänien übergesiedelt, um sich dort eine neue Existenz zu gründen. Ich begegnete ihm persönlich, als ich im Winter 1916/17 nach Bukarest reiste, um die dortigen Mädchenschulen der englischen Judenmission im Auftrage der deutschen Militärverwaltung des Landes in unsere Leitung und Verantwortung zu übernehmen. Ich werde niemals die Stunden vergessen, da wir im Bukarester Diakonissenhaus oder auf Spaziergängen unter dem winterlichen Sternenhimmel Gedankenaustausch pflegen konnten.

Seiner Frömmigkeit merkte man den katholischen Einfluß an. Sie nährte sich mehr an Johannes als an Paulus, mit dem er noch nicht ganz fertig werden konnte. Aber Gott hat seit jenen Tagen nicht aufgehört, an seiner Seele zu arbeiten — nicht am wenigsten wohl durch den Verkehr und die Bibelstunde im Diakonissenhause. So hat er in Frieden und als ein Überwinder heimgehen dürfen. Davon zeugt der letzte eigenhändig geschriebene Gruß von ihm, der mir von unbekannter Seite aus Bukarest gesandt wurde. Der Gedanke, daß dieser begabte und edle Mann, der nach Menschenermessen noch so viel als Zeuge Christi hätte wirken können, auf der Höhe seines Lebens abberufen wurde, ist schmerzlich. Aber er kann nicht den Dank gegen Gott ersticken, der sich an

ihm verherrlicht und ihn zu sich genommen hat, ehe die große Trübsal über Israel hereinbrach.

Hier der Abschiedsgruß des lieben Heimgegangenen:

An meine Verwandten, Freunde und Bekannten!

Nur noch wenige Tage werde ich hienieden wallen. Dann werde ich hinweggenommen werden. Doch ist es nicht ein Scheiden für immer. Wir werden uns ja bald wiedersehen! Wiedersehen, wie wir hoffen, als Kinder Gottes bei unser aller Vater — wiedersehen, wie wir hoffen, im selig verklärenden Schauen des Vaters, im Frieden und Ruhe spendenden Angesicht des Sohnes, im kräftig erleuchtenden Anblick des heiligen Geistes. Deshalb seien meine Worte des Abschieds kurz, und nicht trauriger oder pathetischer Art. Sondern Euch allen rufe ich zu: Mögen wir uns bald im himmlischen Jerusalem wiederbegegnen! Gott gebe uns seine Gnade hierzu!

Euch allen meine liebevollen Grüße in Gott, dem Dreieinigen Gott!

Heinrich Rosenbaum.

Nachträglich erfuhr ich aus Bukarest, daß er katholisch getauft worden war und sich nach seiner Taufe in der Umgebung des Bischofs in Jassy aufgehalten hatte. Gestorben aber ist er einsam in seiner Privatwohnung. Die Juden haben sich beeilt, seine Leiche auf dem jüdischen Friedhofe zu begraben, und ihre Blätter haben dem Heimgegangenen Nachrufe gewidmet, in denen sein Leben bis zu seiner Bekehrung als das eines völkischen Helden gefeiert wurde. Es wurde dabei auch nicht unterlassen, die Behauptung aufzustellen, er habe vor seinem Tode widerrufen — ein Manöver, das gern angewandt wird, wenn namhafte Juden sich bekehrt haben. Ob die Katholiken auf dem Wege des Prozesses erreicht haben, daß seine Leiche später auf dem katholischen Friedhofe bestattet wurde, ist mir nicht bekannt. Er aber ist dem Kampf entnommen und eingegangen zu seines Herrn Freude, in die Ruhe des Volkes Gottes.

Joseph Lapin

Endlich muß ich hier noch eines Mannes gedenken, der in besonderem Sinne ein Schmerzenskind geworden ist, nicht etwa weil er bloß auf halbem Wege stehen geblieben war — wie so manche andere —, sondern zu Christus gekommen war und doch verloren ging. Und ich kann nicht an ihn denken, ohne mir den Vorwurf zu machen, daß an diese Seele wohl viel Liebe, aber zu wenig Ringen in aufopfernder weiser Fürsorge und mit starkem Gebet gewendet ist. In seinem Charakter lagen unbegrenzte Möglichkeiten zu allem Göttlichen, aber auch zu allem Dämonischen. Es gilt hier von einer einzelnen Persönlichkeit, was einmal ein Frankfurter Pastor als seine Erfahrung mit der Judenschaft im allgemeinen aussprach. Und Jesu Wort: „Diese Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Fasten“ erhält wohl bei dieser Art von Menschen seine besondere Bedeutung.

Als L. aus Rußland zu uns kam, lag trotz seiner Jugend bereits ein von Schuld und Leid bewegtes Leben hinter ihm. Als „Jeschiwa-Bocher“ (Schüler der Hochschule des Gesetzes) mußte er hinaus in den russisch-japanischen Krieg, und die furchtbare, verhängnisvolle Niederlage des russischen Heeres als Mitkämpfer erleben. So wurde er auch nach dieser Katastrophe in den Strom der Revolution von 1905 hineingerissen und nahm tätigen und leidenschaftlichen Anteil daran, der ihn mit einer Masse von Revolutionären in das berüchtigte Gefängnis der Peter-Pauls-Festung in Petersburg brachte. Von dort durch ein geschicktes Manöver entwichen, wurde er unstet und flüchtig und kam über die Grenze nach Deutschland. Er schrieb an mich von Berlin aus, wo er in der jüdischen Brockensammlung einen äußerst dürftigen Erwerb fand. Das jüdische Leben aber, mit dem er dort in Berührung kam, stieß ihn im höchsten Grade ab. Seine Gedanken wurden dadurch wohl umsomehr in eine religiöse Richtung gelenkt und der Entschluß in ihm reif, die Rettung aus innerer und äußerer Not bei der Liebe der Christen zu suchen. Er bat mich schriftlich, ihm zu helfen, daß er ein neues Leben auf christlicher Grundlage beginnen könne.

Ich lud ihn daraufhin ein, nach Leipzig zu kommen, und verschaffte ihm zunächst eine Stellung in der dortigen Brockensammlung der Inneren Mission. Die liebevolle Behandlung, die er dort erfuhr, und der Einfluß christlichen Geistes in unserem kleinen Kreise und in unserem Hause halfen ihm dazu, sein stolzes Herz und seinen leidenschaftlichen Sinn gefangen zu geben unter den Gehorsam Christi. Und da er sich außerdem an geistiger Begabung weit über den Durchschnitt erhob, war die Zeit der Vorbereitung auf die Taufe nicht bloß für ihn selbst, sondern auch für mich eine gesegnete Zeit. Wie tief er in die Erkenntnisse des Heils eingedrungen war, zeigte sich zu meiner dankbaren Freude, als er in der Luther-Kirche vor der Gemeinde vom Pfarrer Dr. Jeremias einer Prüfung unterzogen wurde, ehe ich ihm die Taufe erteilte. Auf die gewiß nicht ganz leichte Frage: „Was ist denn eigentlich Glauben“? gab er nach kurzem Besinnen die freudige Antwort: „Hingabe an den Herrn“.

Daß das bei ihm nicht bloß etwas Angelerntes, sondern seines Herzens Meinung war, hatte er Gelegenheit zu beweisen, als er nach seiner Taufe von den Neuendettelsauer Anstalten als Pfleger für Geisteskranke und Nervenleidende auf dem Bruckberg angenommen wurde. Es zeigte sich da, welche ans Wunderbare grenzende Macht über solche Kranke er besaß. Neben seiner tatkräftigen Energie aber offenbarten sich in dieser Zeit auch die zarteren Seiten seines Wesens und Gemütes, wie es in dem Umgang mit den Kranken, so in seinem Verhältnis zu uns. Er hatte eine starke und echte Liebe zu uns, die sich u. a. in einem dichterischen Gruße voll Zartheit und Kindlichkeit an unsere kleine älteste Tochter ausdrückte, die er besonders liebte.

Leider gab es immer wieder Zusammenstöße zwischen ihm und den Schwestern in Neuendettelsau, denen er zu selbständig und oft zu eigenmächtig handelte, so daß seines Bleibens in Neuendettelsau auf die Dauer nicht war. Ich empfahl ihn unserm jüdenchristlichen Freunde Segall in London, der sich seiner dort annehmen wollte. Dort aber entdeckten ihn russische Revolutionäre und suchten ihn als früheren Genossen wieder in ihre Kreise hineinzuziehen. Es ist ihnen das wohl auch gelungen, denn

nach einiger Zeit war er von London verschwunden, und niemand wußte wohin.

Nach längerer Zeit kam kurz vor Weihnachten ein Brief aus Budapest zu mir, geschrieben von einem dortigen älteren Judenchristen, der mir mitteilte: L. habe, weil ihm dort Beamte des russischen Geheimdienstes auf den Fersen gewesen seien, einen Selbstmordversuch begangen; es sei ihm, dem Schreiber des Briefes, zu dem er sich geflüchtet hatte, gelungen, ihn von dem Gifte zu befreien, und nun habe L. ihn ersucht, mich inständig zu bitten, daß er wieder nach Leipzig kommen dürfe. Es traf sich so, daß er gerade bei uns ins Zimmer trat, als wir mit unseren Leipziger Judenchristen Weihnachten feierten, und in ihrer Gegenwart schämte er, der stolze Mann, sich nicht, als verlorener Sohn vor mir niederzufallen und mich unter Tränen um Verzeihung und Rettung zu bitten. Dies Bild bleibt mir immer unvergeßlich, wie es damals auch die kleine judenchristliche Weihnachtsgemeinde aufs Tiefste erschütterte.

Es war nicht schwer, für ihn wieder eine Stellung als Pfleger in einer Nervenheilanstalt in der Nähe von Leipzig zu finden. Der Chefarzt sprach sich in höchstem Grade anerkennend über ihn aus, und ich lebte in der Hoffnung, daß der tiefe Fall, den er getan, ihm zum Segen werden könne für sein ferneres Leben, als ein Warnung vor der dunklen Macht, die vor seines Herzens Tür lauerte. Aber nach einiger Zeit war er wieder verschwunden; man hatte ihn mit einem weiblichen Wesen gesehen und glaubte in Erfahrung gebracht zu haben, daß er nach Konstantinopel abgereist sei. Seitdem ist er für immer von uns gegangen, wohl ins alte Wesen zurückgefallen und darin untergegangen; oder er irrt noch unstet und flüchtig auf der Erde umher.

Suchende Seelen.

Es gehört zu den schmerzlichsten Erfahrungen in der Mission unter Israel, daß man nicht selten Seelen begegnet, die sich zu Christus gezogen fühlen — oft stärker als solche, die zu ihm ge-

kommen sind — und denen doch die Tür des Glaubens nicht geöffnet wurde, weil sie nicht „Gewalt zu tun vermochten, um das Himmelreich an sich zu reißen“ (Matth. 11,12) und nicht bereit waren, auch das Letzte an Ihn oder um Seinetwillen dranzugeben. Einiger solcher Gestalten möchte ich hier noch gedenken, weil ich in besonderem Maße um ihre Seele gerungen habe, und sie mir deshalb ans Herz gewachsen waren, mehr als mancher meiner getauften Christen.

Eine solche Erfahrung machte ich bereits im ersten Jahre meiner Missionstätigkeit, als ich noch vor meiner Abordnung für den norwegischen Missionsdienst in Galatz vom Februar bis November 1892 in Braila mein zukünftiges Arbeitsfeld kennenlernte. In einer öffentlichen Versammlung für Juden, die ich in der dortigen deutschen Schule hielt, wurde ich von einem jungen Juden heftig angegriffen. Nachdem ich ihm entgegnet hatte, bat mich einer der Anwesenden, auch seinerseits dem jungen Manne ein Wort sagen zu dürfen. Er zwang ihn zu dem Eingeständnis, daß er in Wirklichkeit nichts glaube, und darum umsoweniger Recht habe, anderer Glauben herabzusetzen. Wenn er das Christentum kenne, wie er, der Sprecher, es kennengelernt habe, dann würde er nicht so töricht davon reden, sondern Gott bitten, daß er ihm den Glauben frommer Christen schenken möge. Ich sprach hinterher mit dem Manne, einem jüdischen Lehrer, dankte ihm für sein Zeugnis und fragte ihn, ob er selbst etwa Christ sei, was ich aus seinen Worten schließen müsse. Nein, sagte er, das sei er leider nicht; er habe zwar das Christentum in seiner schönsten Gestalt in Kornthal in Württemberg kennengelernt und könne es nicht ertragen, wenn herabsetzend davon gesprochen würde; aber zum Glauben sei er nicht gekommen. Auf meine Frage, was ihm wohl im Wege stehe, erzählte er mir: er sei als einziges Kind aufgewachsen und habe immer seinen Willen bekommen; diesen zu opfern und sich ganz und unbedingt unter den Willen eines Herrn zu beugen, wie es doch von einem Jünger Jesu gefordert werden müßte, das vermöchte er nicht. Ich hörte später, daß er leidenschaftlicher Schachspieler war, ganze Nächte durch spielte und seinen Beruf vernachlässigte. Er hat deshalb seine Stellung in Galatz verloren

und soll dann an einem anderen Orte, völlig haltlos geworden, an seiner Leidenschaft zugrunde gegangen sein.

Eine andere Gestalt dieser Art war ein junger Mann, der aus Galizien nach Leipzig kam, teils getrieben von dem Verlangen vieler junger Juden des Ostens, die „Welt“ kennen zu lernen, teils um den Spuren eines Verwandten nachzugehen, der aus der Heimat verschwunden war, weil er um seines Glaubens willen als Abtrünniger ausgestoßen und verfolgt wurde. Man wollte dem jungen Manne keinen klaren Bescheid geben, welcher Art der Abfall des Vetters gewesen und weshalb die Eltern, um ihn trauernd wie um einen Gestorbenen, zur Ede gesessen seien. Das hatte ihn umso neugieriger gemacht. Er wandte sich nach Leipzig, an einen anderen Verwandten mit der Bitte, ihm bei seinen Nachforschungen zu helfen. Gerade dieser aber war seit einiger Zeit als einer der ersten durch Mitglieder des C.V.J.M. mit uns in Berührung gekommen und kam freudestrahlend zu mir, um mir mitzuteilen, daß er den jungen Verwandten an mich gewiesen habe, ohne ihm schon etwas von seinen nahen Beziehungen zur Mission zu sagen. So kam der junge Mann zu uns, und seine anfängliche Schüchternheit wich sehr bald. Er besuchte unsere Bibelstunden und ließ sich bei regelmäßigen Besuchen in unserm Hause gerne von mir in das Evangelium einführen. Wir waren im Lesen des Matthäusevangeliums bis Kapitel 10 gekommen und hatten länger über das schwere Wort Jesu (V. 37) gesprochen: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert“. Danach blieben seine Besuche aus. Er kam nur noch, um Abschied zu nehmen und erzählte mir, daß er am selben Tage, als wir jenes Wort Jesu gelesen hätten, einen Brief seiner Mutter erhalten habe, die ihn beschwor, da draußen in der Fremde nicht auf die selben Wege zu geraten wie sein Vetter; er würde sonst die grauen Haare seiner Eltern mit Herzeleid in die Grube bringen. Nun könne er es nicht mehr ertragen, Christus noch mehr Gewalt über sein Herz gewinnen zu lassen. Als ich ihn zur Haustür begleitete, überwältigte ihn der Schmerz des Abschiedes, und nachdem er mir gedankt und Grüße an die Leipziger Freunde aufgetragen hatte, von denen ihm viel Liebe erwiesen war, schloß

er mit den Worten: „Ich habe durch einen Spalt in der Tür in einen hell erleuchteten Raum geblickt, aber hineinkommen kann ich nicht“. Ich wies ihn noch auf das Wort Jesu hin: „Wer da sucht, der findet, wer da anklopft, dem wird aufgetan“. Er ist von Leipzig abgereist, und ich habe ihn nie wieder gesehen.

Noch tragischer war vielleicht ein anderer Fall dieser Art, der mir in späteren Jahren in Leipzig begegnete. In dem christlichen Studentenblatt „Die Furche“ hatte ich einen Artikel über unsere Aufgabe an den Juden veröffentlicht. In derselben Nummer dieses Blattes erschien die Besprechung des Buches eines modernen jüdischen Verfassers, Dr. Paul A. Das gab diesem Veranlassung, an mich zu schreiben und mich zu bitten, ihm zur Klarheit in einer Frage zu verhelfen, die ihn nicht zur Ruhe kommen lasse; er habe sie schon mehreren protestantischen und katholischen Geistlichen vorgelegt, ohne daß sie ihm gelöst wäre: die Christusfrage. Nun wolle er es noch einmal mit mir versuchen, da es doch meine besondere Aufgabe sei, Juden zu bekehren.

Ich antwortete in dem Sinne, daß ich zwar gerne ein Wegweiser für suchende Seelen sein wolle, daß ich aber ihn so wenig wie andere Fragesteller bekehren könne, selbst wenn ich ein Engel vom Himmel wäre. Ich stände ihm gern zu Diensten, wenn er mir offen darlegen möchte, was ihm in dieser Frage Schwierigkeiten bereite. In seinem Antwortbriefe erzählte er mir dann, daß er als junger Mann eine solche Verehrung für Jesus gehabt habe, daß er es nicht hätte ertragen können, wenn von Ihm wie von einem anderen Menschen oder gar herabsetzend geredet sei. Seit-her wäre es anders geworden; Christus lasse ihm auch jetzt keine Ruhe, aber er graute sich jetzt vor ihm angesichts solcher Forderungen wie der, daß er sein Leben verlieren solle, um das Leben zu gewinnen, oder daß er als Jesusjünger sich das rechte Auge ausreißen solle, wenn es ihn ärgere. Der Mann hatte verstanden, daß das Kommen zu Jesus durch das enge Tor der Buße und das Leben mit ihm auf den schmalen Weg der Selbstverleugnung und Heiligung führt. Und diesen Ernst des Evangeliums durfte ich ihm ja nicht abschwächen. Trotzdem hatte er Zutrauen zu mir gefaßt, und wir kamen uns persönlich näher durch einen Besuch,

den ich ihm in seinem Hause in der Nähe von Dresden machte. Er hatte dem sogen. Prager Dichterkreise angehört, aus dem eine Anzahl bedeutender jüdischer Schriftsteller hervorgegangen ist; er selbst war in die expressionistische Richtung hineingekommen, eine Krankheitserscheinung der damaligen Zeit, für die seine zerrissene und kranke Seele ebenso disponiert war wie für den Kommunismus.

Eines Tages besuchte er mich auf meinem Bureau in Leipzig und äußerte wieder beim Abschied wie schon öfters: „Herr Pastor, Sie hoffen, daß Sie mich noch zum Glauben bringen können; aber es bleibt eine unerfüllte, wenn auch schöne Hoffnung“. Am Nachmittag desselben Tages wurde mir ein Zettel von ihm mit einigen Bleistiftzeilen gebracht; er bat mich dringend, ihn im Hotel zu besuchen, wohin man ihn gebracht habe, nachdem er auf dem Wege zur Universitätsbibliothek einen Herzkrampf erlitten habe. Als ich zu ihm eintrat, streckte er mir mit fieberglühenden Augen die Hände entgegen. Er habe mich gebeten zu kommen, weil er das Bedürfnis habe, sein Herz durch eine Beichte vor mir zu erleichtern, nachdem er die Hand des Todes gefühlt habe. Nach dieser Beichte verstand ich besser, warum ihm das Wort des Herrn vom Ausreißen des rechten Auges Grauen eingeflößt hatte. Ich kann nur soviel andeuten, daß irdische Liebe der göttlichen Liebe im Wege stand. Es gelang mir, ihn zu überreden, in unser Haus zu kommen und sich von uns pflegen zu lassen. Als der Sonnabend kam, sagte ich ihm, daß wir nach der schönen jüdischen Sitte unseren Sabbat am Vorabend mit einer besonders feierlichen Hausandacht zu beginnen pflegten; er brauche aber nicht daran teilzunehmen, wenn es ihm peinlich wäre. Nein, er sei dankbar dafür. So beteiligte er sich auch sehr lebhaft an der Aussprache über die Sonntagstexte, hörte mit freudiger Verwunderung, wie alle Hausgenossen von der Hausmutter bis zum Dienstmädchen aufsagten, was sie freiwillig an Psalmen, Kirchenliedern oder Katechismusstücken auswendiggelernt hatten, und beugte auch mit uns die Knie zum Gebet. Als er am nächsten Tage heimreisen konnte, dankte er uns mit tiefer Rührung, besonders auch dafür, daß er an der Sabbat-Abend-Andacht hatte teilnehmen dürfen.

Seitdem hing er mit großer Liebe an mir und benützte jede Gelegenheit, mich zu treffen, wenn ich nach Dresden kam. Ich bewahre als Andenken an ihn ein schönes Gemälde des Kreuzgangs am Dom zu Meißen, das sicherlich zu den wertvollsten Stücken seines bescheidenen Haushaltes gehörte und das er mir zu Weihnachten verehrte. Aber den Frieden fand er nicht, den seine kranke Seele suchte. Ob er untergegangen ist in den Fluten des Hasses, der sich über alles Jüdische in unserem Vaterlande ergossen hat? Oder ob ihm etwa der Herr auf diesen Fluten wandelnd im nächtlichen Dunkel der Trübsal erschienen ist, und er seine rettende Hand ergriffen hat? — ich weiß es nicht; auch er ist mir entschwunden.

Aber vergessen kann ich auch solche Menschen nicht; und Er, der barmherzige Hirte, wird sie nicht aus seinen Augen lassen und in manchen von ihnen das gute Werk vollenden können, das er in ihnen angefangen hatte. Die furchtbaren Trübsale der letzten Zeit, die über das jüdische Volk gekommen sind, werden die Spreu von dem Weizen sondern, und was an dieser Saat auf Hoffnung als echt erfunden wird, zum Segen werden lassen, als einen heiligen Samen (Jes. 6, 13).

Literatur

Koppel S. Pinson: Essays on Antisemitism, Jewish social studies, Publications No. 2, 269 S. Conference on Jewish Relations, New York 1946.

Diese Sammlung von Aufsätzen verschiedener Autoren erscheint bereits in zweiter erweiterter Auflage seit 1942. Es ist erfreulich, daß man jenseits des Großen Ozeans dem Antisemitismus, dieser Geißel der modernen Völker, so große Aufmerksamkeit schenkt und sich so eingehend mit ihm auseinandersetzt wie es hier geschieht. Wer diese Aufsätze liest, dem wird freilich auch klar, wie verschieden man heute über den Antisemitismus und die Möglichkeit seiner Überwindung denken kann. Dieweil der eine glaubt, die Ausmerzung des Antisemitismus sei einfach ein Problem der Erziehung („The problem of the Jew, we repeat, however, is not so much the problem of the Jew as the problem of humanity, of society as a whole which must be educated toward more rational attitudes“ S. 56), hält der